

Heimat und Ferne

Beilage zum Teltower Kreisblatt.

Herausgegeben unter Mitwirkung des Heimatmuseums-Vereins Kreis Teltow,

Nr. 16

Dienstag, den 21. August

1934

Die Dreifelderwirtschaft der Bauern von Wiesshof

Von W. von Schulenburg (1896).

Die Einwohner von Wiesshof sowie der umliegenden Dörfer bestanden wie noch jetzt aus Bauern, Kossäten und Büdnern. Vor der „Separation“, vom Jahre 1848, gehörte den Bauern allein der ganze Acker. Die Kossäten hatten in Wiesshof keinen Acker, nur Wiesen, und die Büdnern hatten weder Acker noch Wiesen, bloß ein bißchen Gartenland. Dagegen hatten alle dreie, Bauern, Kossäten und Büdnern, Weidgerechtigkeit an der Südnung². Mancher Bauer hatte 4 Hufen Acker, mancher 3, mancher 2. 1 Hufe war = 30 Acker Morgen. Der alte Morgen = 180 Quadratruß = 25 Ar 53 Quadratmeter. Zu dem Besitze eines Bauern gehörte außer den Hufen meist immer noch Bietland, d. h. einzelne Stücke für sich gelegen.

Der Boden, aus dem der gesamte Acker bestand, wurde eingeteilt in hohen und Lejen³, d. h. hier in schlechten und guten. Der hohe Boden bestand aus Erdboden, wo kein Weizen und keine Gerste wuchs, bloß Roggen, Hafer und Kartoffeln. Der leje Boden war der schwarze gute Boden.

Der hohe Boden, d. h. das gesamte zusammenhängende hohe Ackerland wurde in drei große Felder geteilt und regelmäßig beackert; das war die Dreifelderwirtschaft. Der gesamte zusammenhängende leje Boden wurde in vier Felder geteilt und in bestimmter Ordnung beackert; das war die Vierfelderwirtschaft.

Was den hohen Boden betrifft, so liegt bei Wiesshof, und bei anderen Dörfern wird es vielfach ebenso sein, der gute Acker dem Dorfe zunächst, dann kommt schlechteres Land, und dann, wo der Acker zu Ende ist, Fichtenheide⁴.

Betrachten wir zuerst die Dreifelderwirtschaft.

Auf jedem Felde lagen in langen Streifen nebeneinander die Erträge⁵, die Hufe⁶ der Bauern. So folgten sich z. B. die frühesten Hufe, die bredesten Hufe, die Stroh⁷.

Von den drei Feldern hieß das eine Winterfeld, die beiden andern hießen Sommerfelder. Von den beiden Sommerfeldern hieß das eine das erste Sommerfeld und das andere das zweite Sommerfeld. Drei Jahre bildeten bei der Dreifelderwirtschaft jedesmal einen Abschluß. Nach drei Jahren, also im vierten Jahre, begann von neuem dieselbe Reihenfolge in der Bewirtschaftung. Jedes Sommerfeld war für die Bestellung in drei Teile geteilt, aber diese Teile waren nicht gleich groß. Das hing von den örtlichen Umständen ab. Die Brache nahm fast die Hälfte der Sommerfelder ein. Doch sind gewisse nebensächliche Verschiedenheiten, die bei der Bestellung eintraten, für unsere vollständige Betrachtung der Dreifelderwirtschaft ohne Bedeutung.

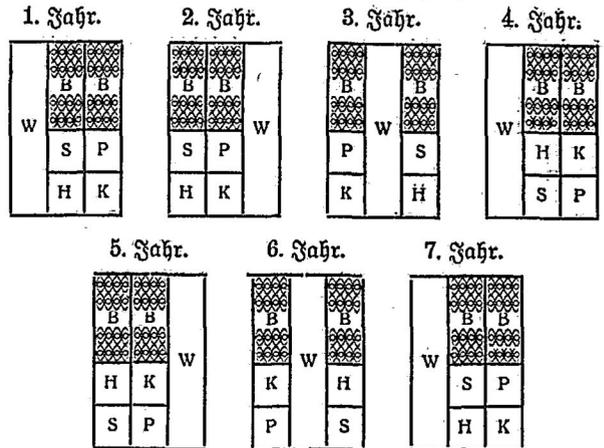
Im ersten Jahre stand auf dem Winterfelde und zwar in seiner ganzen Ausdehnung, Winterroggen. Das Winterfeld wurde also schon im vorhergehenden Jahre bestellt. Vom auf das erste Sommerfeld kam Hafer, dann Sommerroggen, und hinter das letzte Ende⁸ wurde nicht bestellt, sondern blieb als Brache⁹ liegen und zwar zwei Jahre. Auf das zweite Sommerfeld kamen vorne Krollen¹⁰, dann Pferdefutter. Das dritte Stück, und zwar ein ganzes Teil, die Hälfte ziemlich, als der leichteste Boden, blieb brach liegen und diente als Schaf- und Schweinweide. Diese Brache wurde erstriekt¹¹, um sie pflanz¹² in der Zeit von Johann bis Ost¹³ (10. Juli). Das hieß Brache pflanzen oder strieken. Dann mitteln im Ost oder nach Ost, wie gerade die Witterung pakte, also etwa vier bis fünf Wochen später, wurde sie gewent¹⁴, d. h. mit dem Pflug umgeworfen, damit der Boden locker würde. Das war die Wenzelfahre, wie man sagte. Dann wurde die Brache ein drittes Mal gepflügt, nämlich im Herbst zur Saat, etwa vier Wochen vor Michaelis, Anfangs September, und, wie überhaupt das ganze zweite Sommerfeld, mit Winterroggen

bestellt. So wurde nun das zweite Sommerfeld zum Winterfeld.

Im zweiten Jahre kam auf das erste Sommerfeld vorn Hafer, dann Sommerroggen, und das dritte Ende blieb als Brache zwei Jahre liegen. Beim zweiten Sommerfeld kamen vorne Krollen, dann Pferdefutter, das dritte Ende blieb als Brache und wurde zum Ost umgepflügt usw. Das dritte Feld, das Winterfeld, war mit Winterroggen bestellt. Das zweite Sommerfeld wurde dann im Herbst mit Winterroggen besät, nachdem es abgeerntet war.

Im dritten Jahre kamen auf das erste Sommerfeld vorn Kartoffeln, dann Pferdefutter, das dritte Stück blieb Brache und wurde zum Ost umgepflügt usw. Auf dem zweiten Felde, dem Winterfeld, war Winterroggen gesät. Auf das dritte Feld, also das zweite Sommerfeld, kam vorn Hafer, dann Sommerroggen, das dritte Ende blieb als Brache zwei Jahre liegen. Das ganze erste Sommerfeld wurde im Herbst mit Winterroggen bestellt.

Die Dreifelderwirtschaft.



W = Winterroggen, B = Brache, S = Sommerroggen, H = Hafer, P = Pferdefutter, K = Kartoffeln.

Im vierten Jahre war die Bestellung und Fruchtfolge wieder wie im ersten Jahre, nur daß die Sommerfrüchte noch weiter unter sich wechselten. Der Winterroggen wechselte alle drei Jahre, die Sommerfrüchte alle sechs Jahre. Erst im siebenten Jahre war die Einteilung genau die gleiche wieder wie im ersten Jahre. Inzwischen waren die Sommerfrüchte für das Wesen der Dreifelderwirtschaft nebensächlicher, entscheidend waren der Winterroggen und die zwei Brachen.

Das Winterfeld mußte immer ganz gleichmäßig, nach strenger Ordnung, bestellt sein, und ebenso mußten die beiden Brachen immer in der bestimmten Ordnung daliegen. Davon durfte kein Bauer eigenmächtig abweichen. Bei den Sommerfrüchten kamen je nach den Verhältnissen Abweichungen vor. Wesentlich war die gleichmäßige Bestellung mit Roggen und die gerechtfertigte Benutzung der Brachen zum Hütern, denn auf die Brache wurden die Schafe getrieben. Roggen, Korn, ist immer eine Hauptfrucht gewesen bei den Deutschen in geschichtlicher Zeit.

Die ganze Dreifelderwirtschaft, war der Weide wegen da, damit das Vieh und die Schafe eine große zusammenhängende Fläche als Weide hatten, „denn der Hirte mußte Platz haben für sein Vieh“. So waren früher im Wiesshof „bei etwa 300 Menschen etwa 800—1000 Schafe und 200—300 Stück Vieh (Ochsen und Kühe); Pferde etwa 60—70.“ Früher hatte jeder Bauer 5—6 Ochsen zum Pflügen. Den Pflug zogen entweder zwei große oder drei kleine Ochsen.

Jetzt sind Zugochsen, zum Pflügen und Wagenziehen, fast ab-
 gekommen, auch werden keine Ochsen mehr zum Verkauf seit-
 genommen, „weil es nichts einbringt“. Ebenso ziehen die Bauern
 keine Schafe mehr groß; sie kommen jetzt im Herbst mit der
 Eisenbahn aus Rußland und Polen. Ebenso werden keine
 Gänse mehr großgezogen, sie kommen ebenfalls aus Rußland
 und Polen. Die Schafe brachten damals Geld ein. Wenn Ende
 Mai die Schafschur gewesen war, dann gab es Wolle 1/2 d.
 Vom Schaf im Durchschnitt wurde für 1 Taler verkauft.
 Behn Schafe gaben reichlich 1 Stein. 1 Stein war = 22 alte
 Pfund (20 neue Pfund).

Jetzt nach der Separation kann jeder machen, wie er
 es will mit der Ackerbestellung. Eine bestimmte Fruchtfolge
 ist niemand mehr vorgeschrieben. Aber es wäre auch nicht
 mehr möglich, das ganze Jahr hindurch so große Schaf-
 herden jetzt zu hüten und das „Vieh“, weil keine so großen
 Flächen Brachland mehr da sind und die Gemeindefürsorgen
 aufgehört haben, eben infolge der Separation. Es wird
 jetzt meist alles Land bestellt. Der Acker kriegt auch mehr
 Düng, weil die Stallfütterung üblich ist. „So wird mehr Streu
 gewonnen und mehr umgestreut.“ Deshalb gibt es mehr
 Düng, und durch Düng wird mehr gewonnen. So wurde
 ein mir bekanntes sandiges Grundstück, an einem Kiefern-
 gehölz gelegen, früher nur alle zwölf Jahre belästigt und lag
 alle Jahre brach. Jetzt wird ein Jahr über das andere, also
 alle zwei Jahre, darauf gesät. Der Acker ist durch den Düng
 eben viel besser geworden. Es sind auch viel mehr Menschen
 jetzt. Ingleichen war früher die ganze Lebensweise viel ein-
 facher. Eine belegte Stulle zum Hallemarter, wie
 jetzt, gab es nicht. Im Sommer, z. B. beim Flachswieten
 gab es eine (trockne) Stulle und witten Käse, in einem
 Topf mit ein bißchen Wasser angerührt, wie
 jetzt. „Jetzt nehmen sie immer schon einen Küber voll
 mit.“ Beim Pflügen gab es kein Hallemarter. Was früher
 brach lag, wird jetzt alles mit Lupinen bestellt, die dann als
 Düng untergepflügt werden. Allerdings ist auch in den letzten
 Jahrzehnten hier und da, wie z. B. beim Dorfe Gabsdorf,
 viel leichter Boden, der früher brach gelegen hat, wieder
 zu Kiefernwald gemacht worden. Es hat also da der vor-
 malige Ackerbestand abgenommen. So sind allein von dem
 Lehnshulzengute in Gabsdorf nach Angaben des Besitzers
 mehr als 150 Morgen Acker wieder zu Wald und 50 Morgen
 Acker zu Wiese gemacht worden, weil unter den heutigen
 Verhältnissen die Bestellung sich nicht mehr lohnt. Es
 darf auch nicht übersehen werden, daß der Vorteil der
 Stallfütterung, der reichliche Düng, vielfach verloren geht,
 weil die Landleute, wenigstens die kleineren und mittleren, das
 Stroh verkaufen, um Geld zu bekommen, da der Roggen
 selbst, die Körnerfrucht, nichts mehr einbringt. Dadurch geht
 dann dem Lande die Strohhülle als Düng wieder verloren.
 Ebenso ist der Viehstand geringer als früher in der Zeit
 der gemeinsamen Sütung.

Was bei der Dreifelderwirtschaft die Fruchtfolge im
 einzelnen anbetrifft, so kam hinter Winterroggen immer
 Hafer und Sommerroggen. Wo Hafer und Sommerroggen
 gewesen, da kamen Kartoffeln und Pferdefutter. Je Sommer-
 rogggen und Hafer, und je Kartoffeln und Pferdefutter
 wechselten wieder jedes Jahr miteinander, so daß sie nach
 sechs Jahren, also im siebenten Jahre, wieder auf denselben
 Fleck standen. Die beigelegten Zeichnungen werden das klar-
 machen. Das erwähnte Pferdefutter bestand aus
 Sommerroggen und Gersten, um Wicken war man, auch
 Linen.

Nach der Brache hieß im Volke der sechste Monat im
 Jahre Brachmonat, während er in „gebildeten“
 Kreisen „christlich = deutsch“ Juni nach der Frau Juno genannt
 wird, einer heidnischen Göttin bei den alten Römern, oder
 nach dem Junius Brutus, einem heidnischen Staatsbeamten
 ebenda. Winterfeld ist ein ziemlich verbreiteter obiger, wie
 bürgerlicher, Eigenname geworden. In Berlin heißt nach
 dem berühmten Feldmarschall Friedrich des Großen der

Winterfeldplatz. Ebenso ist Sommerfeld obiger wie bürger-
 licher Eigenname und in der Niederlausitz heißt eine Stadt so.
 Wir können mit ziemlicher Gewißheit sagen, daß diese Namen
 uralt sind und noch aus heidnischer Zeit stammen, da die
 Germanen schon die Gemeindefelderwirtschaft hatten. Ihre
 Träger können, wo die Namen alt in der Familie sind, dann
 im Geiste auf mindestens sechzig Jahren zurücksehen.

Vor Ost, wie erwähnt, wurde die eine Brache je striekt.
 „Den 10. Juli, sieben Brüder, ist überall Ost“, d. h. dann
 beginnt der Ost. Den 13. Juli ist Margarethe, da ging
 das Harken los. Darum war eine Redensart: „Sieben
 Brüder, die mähen, und Margarethe, die harkt.“ Ebenso
 wie man sagte in bezug auf das Stricken: „Jut stoden is so
 jut wie schlecht jemezt“, d. h. das Kraut und die Stoppeln
 stoden in der Erde, wenn der Boden durch das Pflügen
 umgekehrt ist.

Das Weiland bei Wietshof bestand aus folgenden einzelnen
 Landstücken: die Hohn (Hohen, Hohn, Hoen)¹⁸, zwölf
 Rudonin, Ruden¹⁹, tward Engen²⁰, Wölln-
 stückene²¹; Lüseberge, Luseberge²²; Wischen-
 gone²³; Teren²⁴.

Der zusammenhängende Leje Boden wurde in vier Felder
 geteilt und regelmäßig beackert. Das war die Vierfelderwirt-
 schaft. Die Früchte, die hier gebaut wurden, waren Weizen,
 Gerste, Wicken, Leinamen und etwas Knelern. Die beige-
 legten Abbildungen zeigen die Verteilung. Abwechslungen
 kamen hier, je nach den örtlichen Umständen, vor. Für unsere
 vollständige Betrachtung hat die Vierfelderwirtschaft weniger
 Bedeutung.

Die Gemeindefelderwirtschaft der Bauern gehört bei uns
 hier bereits der Geschichte an. Viele von denen, die erst der
 Zeit nach 1848 angehören und außerdem nicht Landwirte
 von Beruf sind, haben die Vorstellung, daß bei der „Drei-
 felderwirtschaft“ der Acker ein Jahr bebaut wurde und dann
 zwei Jahre brach lag. So einfach, wie wir sehen, verhält sich
 die Sache nicht. Trotzdem nur wohl in dem landwirtschaftlichen
 Büchern jener Zeit diese Verhältnisse mit aller Sachkenntnis
 sehr eingehend dargelegt sein werden, so liegt die rein land-
 wirtschaftliche Auffassung unseiner Zwecke doch fern. Deshalb
 schien es mir nicht unangebracht, eine kurze Uebersicht von
 der Dreifelderwirtschaft eines marktlichen Dorfes mit hohem
 und niedrigem Boden zu geben.

¹ Alle gesperrt gedruckten Worte sind dort vollständige
 Ausdrücke. Nach Kluge (Etimologisches Wörterbuch, Straß-
 burg 1894): ² Rot, Rote Hütte; ³ Rotfasse, Rosfasse, Rosfatz,
 worauf ein kleiner Gehöft anständig ist. ⁴ In den
 Sütungen, Weiden. ⁵ niedrigen. Hier ist der niedrige Boden
 gleichzeitig der gute. ⁶ Kieferngehölz. ⁷ Enden, Landstücke,
 Ackerstücke. ⁸ Hufen. ⁹ erste, wunderliche Hufe. ¹⁰ breite Hufe.
¹¹ Seitenhufe. ¹² erste, vorderste. ¹³ Stück, Teil. ¹⁴ Brache.
¹⁵ Kartoffeln. ¹⁶ gestrichen. ¹⁷ umgepflügt. ¹⁸ Mist, Aernke.
¹⁹ gewendet; ²⁰ Wenzfahre = Wenzfahre; ²¹ Fahre = Fohre,
 Furch. ²² Hufenstücke, Hufe = Hoo, Hufen = Haon, ge-
 sprochen wie Hoen, aber das ²³ ganz voll. Trotz der schein-
 baren Ähnlichkeit bedeutet der Name nicht die Hohen (vom
 hoch). ²⁴ zwölf Ruten. Jeder Bauer hatte hier so viel Land-
 stücke, als er Hufen hatte. ²⁵ Landstücke vor dem gelegen.
²⁶ Landstücke an der Mühle oder im Besitze des Müllers oder
 beides. ²⁷ Hochdeutsch wurden sie mehr Laußberg ge-
 nannt von den dortigen Bewohnern, Lut = Schliff, Serge, Bins.
 Aus dem Namen Luseberg war sofort zu ersehen,
 daß diese Erhebung an einen Sumpf oder an einer Wiese muß
 gelegen haben, was mir auch der Augenschein bezeugte (ähn-
 lich wie anderwärts in der Mark Erhebungen Riebißberge
 heißen, weil in der Nähe Riebiß im Sumpf waren). Uebrigens
 besteht der Lauseberg bei Wietshof nun aus einer ganz sanften
 Erhebung. Ein Lausefenn ist, oder war wenigstens, an der
 Jungfernhöhe bei Berlin. ²⁸ Wiesenenden, obwohl Wiese platt
 jetzt Wäse hier heißt. ²⁹ sind weder, die auf beiden Seiten
 vom Wege liegen.

Anekdoten aus dem Leben Friedrichs des Großen

1. Der Feuerlärm in der Hauptwache zu Potsdam.

König Friedrich II. hatte in seinen gesunden Tagen stets
 scherzhafte Laune. An einem schönen Sommerabend machte er
 mit dem Obersten Quintus zwischen 11 und 12 Uhr einen
 Spaziergang in der Stadt Potsdam. An der Hauptwache
 rief ihnen die Schildwache „Wer da?“ zu. Der König gebot
 dem Wachtposten still zu sein, näherte sich dem Wachtfenster und
 sah die Gemeinen in aller Ruhe auf der Britsche lang hin-
 gestreckt liegen. In der Offizierstube spielten die Offiziere
 eifrig.

„Ich will mir einen Spaß machen,“ sagte er leise zu
 Quintus, „fragen Sie die Schildwache, ob hier in der Nähe
 ein Nachwächter ist.“ Der Wächter war nicht weit von hier
 und wurde gerufen. „Geh in die Wachtstube,“ sagte der
 König, „und rufe aus Leibeskräften Feuerlärm. Morgen

kannst du dir dein Trinkgeld von mir abholen.“ Der
 Wächter schlich leise in die Wachtstube und stieß so entschlossen
 in sein Horn, daß die Soldaten erschrocken aus dem Schlafe
 emporsprangen und die Offiziere bestürzt die Karten weg-
 warfen. Der König aber, der über den gelungenen Scherz
 hoch erfreut war, sagte zu Quintus: „Das ist wie die Auf-
 erstehung der Toten, wenn die letzte Posaune erschallen wird.“

2. Der Alte Friß geißelt die Titellucht.

Der expedierende Sekretär bei der Verwaltung des Großen
 Waisenhauses in Potsdam, C. B. J. Sprengel, bat den König,
 ihn entweder zum Geheimen Rat oder zum Kriegsrat zu er-
 nennen. In heiterer Laune antwortete der König:

„Zum Geheimenrath kann ich Euch nicht machen, weil
 in meinem Waisenhause nichts Geheimes ist; zum Kriegsrath
 auch nicht, weil mein Waisenhaus keinen Krieg führt. Aber,

um Euch doch meine Gnade zu bezeugen, will ich wohl eine neue Charge freieren und Euch zum *Waisentrath* ernennen.
Friedrich."

Ein Tierarzt hat sich den Hofrathstitel aus. Das Generaldirektorium meldete das Gesuch dem Könige und fragte an, ob er diese Bitte gewähren wolle. — Die Vorstellung kam zurück, und der König hatte das Wort „Hofrat“ ausgetrichen und dafür auf den Rand des Schreibens „Viehrath“ gesetzt. Ebenso erging es auch dem Magazinverwalter Jörn, der sich den Titel Kommissionsrath ausbat und folgende Resolution bekam:

„Seine Königliche Majestät von Preußen, Unser Allergnädigster Herr . . . finden auf die Bitte des Magazinverwalters Jörn bei dem Tobaks-Exportations-Magazin in Halle, den Charakter als Tobaks-Rath seinen Geschäften angemessener und wollen daher denselben eher als den erbetenen Kommissions-Raths-Titel gegen die Gebühren wohl belegen.

Potsdam, den 26. November 1784.

Friedrich."

Ein wohlhabender Brauer in Berlin hielt beim Könige um den Kommerzienrathstitel an. Zur Resolution erhielt er neben seinem Gesuch folgendes poetische Handschreiben:

„Der Bauer wird ein Brauer.
Ein Brauer nützt dem Staat,
Nur nicht als Kommerzienrath.“

Ein Tabaksfabrikant, der schon einen Titel erkaufte hatte, wollte ihn gern in den Kriegsrat umgeschaffen wissen und hielt darum an. Das war dem Könige zu viel, deshalb schrieb er unter seine Bittschrift:

„Kriegsrath kann er nicht werden, aber Saucenrath kann er sein!“

(Aus „Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben Friedrichs des Zweiten“. Berlin 1788. Bei J. Fr. Unger.)

Gustav L a h m a n n.

Jäger Friedrich Grahl aus Trebbin

Am 18. September 1866 wurde der Jäger Friedrich Grahl von der 3. Kompanie des Brandenburgischen Jägerbataillons Nr. 3 von Trebbin in das Lazarett des Berliner Hilfsvereins gebracht. In Trebbin war er von einem Eisenbahnzuge überfahren worden. Der Jäger war von kräftigem Körperbau, das männliche Gesicht sehr blaß. Beide Beine waren ihm in Trebbin in Eile, aber nach Aussage der Aerzte des Lazarett mit großer Sachkenntnis verbunden und geschnitten worden. Grahl klagte über furchtbare Schmerzen, trug aber seine Leiden mit Ergebung. Nachdem er sich erholt hatte, erzählte er seine traurige Geschichte:

„Ich bin 27 Jahre alt, 5 Jahre im Dienst und evangelischer Religion. Ich bin in Gröben bei Ludwigfelde geboren, wofürst meine guten alten Eltern als Tagelöhner ärmlich leben. Meine Mutter sowie mein Bruder von 18 Jahren sind sehr schwächlich. Letzterer kann daher nur wenig helfen, um so mehr hilft aber meine brave Schwester, die als Magd dient, den Eltern nach Kräften. Vor dem Kriege, ehe ich bei dem Bataillon eingezogen wurde, arbeitete ich als Gärtner in Trebbin und hoffte, künftig meine armen Eltern recht unterstützen zu können. Ich hatte den Schleswig-Holsteinischen Krieg glücklich überstanden. Beim Uebergang nach Aßen hatte mich der liebe Gott wunderbar erhalten. Der Kahn, in welchem ich überfuhr, war so gedrängt voll, daß ich mit mehreren Kameraden ins Wasser geworfen wurde. Ich schwamm dem Kahne nach, aber bald wäre ich vor Erschöpfung untergegangen, wenn nicht noch zwei meiner Kameraden mit eigener Lebensgefahr mich gerettet und in den Kahn hineingezogen hätten. Auch in diesem großen Kriege, gegen den der vorige nur ein Kinderpiel war, war ich mit Gottes Hilfe allen Gefahren entronnen. Ich bekam auch einige Tage Urlaub und überraschte meine Eltern und Geschwister, ja das ganze Dorf. Als mein Urlaub zu Ende ging, kam ich um 8 Tage Nachurlaub ein. Da er aber nicht eintraf, fuhr ich ab und traf in Züterbog Kameraden, die mir jubelnd einen Brief mit meinem Nachurlaub übergaben. Voll Freude kehrte ich nach Trebbin zurück. Viele Bekannte drängten sich um mich. Schon erkönte das Signal zur Abfahrt. Ich stürzte an den Wagen, in dem ich gesessen, um Büchse und Dachs zu holen. Kaum habe ich mich hineingelegt, da setzt sich der Zug in Bewegung und ich fiel auf die Schienen. Von dem Augenblick an hatte ich die Bestimmung verloren und bin erst in diesem Lazarett wieder zu mir gekommen.“

Hier besucht ihn der alte Vater und geht beruhigt wieder fort — es sollte der letzte Abschied sein. Denn bald verschlimmerte sich der Zustand des Kranken, so daß das linke Bein amputiert werden mußte. Nach der Operation fühlte sich der Jäger wohler und faßte neuen Mut. Er zeigte einen regen religiösen Sinn und sprach mit großer Liebe von seinem lieben Prediger in der Heimat, den er so sehr verehrte. Auch des evangelischen Geistlichen im Lazarett tägliche Besuche empfing er mit der größten Freude. Von Trebbin wurde dem Lazarett eines Tages das ganz neue *Portmormaine* Grahls mit 8 Talern übersandt, das auf dem Bahnhof aufgefunden worden war. Grahl meinte erfreut: „In Böhmen wäre das nicht passiert. Ich hätte niemals geglaubt, daß ich das Geld wiedersehen würde.“

Grahl war es nicht beschieden, zu genesen. Eine innere Blutung trat ein und machte seinem jungen Leben ein Ende. Bei der Sektion sollen sich beide Beine wie zermalmt vorgefunden haben.

(Nach dem Soldatenfreund von L. Schneider, 1867/8, S. 18, von Chr. Voigt.)

„Hier wo mein Wähnen Frieden fand . . .“

Berühmte Richard-Wagner-Stätten in Bayreuth.

Von Sophie Rühou.

R.D.W. An einem Sommertage des Jahres 1835 kam der junge Kapellmeister Richard Wagner über die Höhen des Fichtelgebirges gewandert. Vom Abendhimmel beleuchtet lag drunten im Thal die Markgrafenresidenz Bayreuth. Entzückt betrachtete der Wanderer die waldumsäumte Stadt. So mächtig war der Eindruck, den Richard Wagner damals empfing, daß 35 Jahre später, als er nach einer Wehestätte für sein Theater suchte, Bayreuth wie eine Vision vor ihm aufstieg. Frau Cosima fühlte die schicksalhafte Bedeutung dieses Rückerinnerns. Sie überprüfte mit dem Meister alle Möglichkeiten, und die Vision ward Wahrheit: Bayreuth wurde die Wagnerstadt!

Wagner hat die alte Rokoko-Residenz zu neuem Leben erweckt. Auf dem „Festspielhügel“ ragt sein Theater auf. Aber Bayreuth ist weit mehr als nur die Stadt der weltberühmten Festspiele; es birgt die Stätten, die noch den Geist des Meisters atmen. Und das ist sein großer, unvergänglicher Reiz!

Die erste Stätte, zu der treues Gedenken wallfahrtet, ist Hotel „Fantaisie“. Wagner hat dort, ein paar Kilometer von der Stadt entfernt, mit seiner Familie in jenem Sommer gewohnt, in dem der Grundstein zum Festspielhaus gelegt wurde. Er, der Naturfreund, war glücklich dort; denn „Fantaisie“ liegt landschaftlich wundervoll, dicht neben dem Lustschloß gleichen Namens. Weit schweift der Blick über das sogenannte Salamandertal. Der Schloßpark selbst ist ein verträumtes Idyll. Im Schatten seiner uralten Bäume liegt das „Tal der Empfindsamkeit“, ein seltsamer Felsengang, dessen Gestein zu Katakomben ausgehöhlt ist. Dort saß Wagner mit Vorliebe und komponierte.

Im Wohnzimmer des zweiten Stockes im Hotel hat er seine „Götterdämmerung“ vollendet. Zu diesem Zimmer kommen Wagnerfreunde aus der ganzen Welt. Sie bitten, hier

schlafen zu dürfen; in tiefer Bewegung verbringen sie die Nächte in dem Raum, in dem Wagner die Schlussakorde seines gewaltigen *Lohntes* schrieb.

Die Notenrollen an der Wand.

Man erzählt sich im Hotel *Fantaisie* noch manche Geschichte von Wagner. Damals konnte man nicht recht begreifen, warum der „spintierende Musiker“ immer so im Park herumlaufe. An den Türen im zweiten Stock, wo sein Arbeitszimmer lag, waren überall Notenrollen angebracht. Wagner riß beim Komponieren einfach fortlaufend Papier herunter. Jeden Morgen trug der Diener des Meisters einen Papierkorb voller Entwürfe zum Verbrennen in die Küche. Der *Fantaisiewirt* soll sich später die Haare gerauft haben. Was damals täglich verbrannt wurde, wäre heute ein Schatz! Unweit des Hotels wohnt noch ein 76 Jahre alter Schneider. Als junger Mensch sorgte er täglich dafür, daß des Meisters Anzüge, der berühmte schwarze Samtrock und der schwarze Gehrock, blühlauber und gut gebügelt waren. Heute ist er die Berühmtheit von *Fantaisie*, und viele Fremde kommen in sein Häuschen, um den alten Weihmüller von Wagner erzählen zu hören, der selber nie ein Werk des Meisters gehört hat.

Von 1872—74, während der Zeit, da Festspielhaus und *Willa* *Wahnfried* erbaut wurden, wohnte die Familie Wagner in der *Dammallee* in einem schmoden, wiedermeierlichen Hause. Die Stuben in der *Dammallee* haben viele bedeutende Menschen gesehen, die sich damals um Wagner scharten.

Dann war Haus *Wahnfried* fertig geworden. „Hier wo mein Wähnen Frieden fand, *Wahnfried* sei dieses Haus von mir benannt.“ Noch heute grüßen diese Worte Wagners den Besucher. *Wahnfried* wurde dem Meister zur letzten Heimat. Familienglück umgab ihn. Die erlesensten Geister der Welt sammelten sich hier.

Wahnsried steht genau sechzig Jahre. Es ist ein Weltbegriff geworden, dieses schlichte Haus, zu dem die stille, hohe Kastanienallee führt. Ehrfurchtsvoll betritt man seine Räume. In der hohen Halle steht der Flügel, auf dem Liszt musiziert hat, und sein „Patentstuhl“ mit der selbsterfundnen beweglichen Rückenlehne. Die Halle hat keine Fenster. Durch ein Glasdach strömt das Licht von oben in den geweihten Raum. Von der Galerie herab erklang zum ersten Male der Knabenchor aus „Parisfal“, und an Frau Cosimas Geburtstag spielte das Orchester hier erstmals das Vorspiel zum „Parisfal“.

Das Komponistenhaus ohne Musiksaal.

Der anschließende Salon birgt wundervolle Kunstschätze, vor allem Familienbilder. Heute ist er das Arbeitszimmer der „Erbin von Bayreuth“ — Frau Winifred Wagner, der Witwe Siegfried Wagners. Der kostbarste Raum ist der Saal. Kein Musiksaal! Wagner selbst hat öfter im Scherz gesagt: „Einen Musiksaal hat man in Wahnsried vergessen zu bauen!“ Dieser Saal ist vielmehr eine herrliche Bibliothek, deren Bücher, mehr als zweitausend an der Zahl, kostbar gebunden, die Wände säumen. Gruppen bequemer Polstermöbel teilen den riesenhaften Raum auf. Durch das Halbrund der Fenster strömt grüngoldenes Gartenlicht. Erinnerungsgegenstände und Gemälde von unschätzbarem Wert füllen den Saal. Alles ist getreu bewahrt, wie zu des Meisters Zeiten. Auf seinem Schreibtisch liegt sogar noch der Fahrplan, den er auf seiner letzten Reise benutzte. In diesem Saal versammelte Richard Wagner seine Freunde um sich: Schopenhauer, Liszt, Graf Gobineau, Hans Richter. Und hier las er im September 1877 auch zum ersten Male die Dichtung zum „Parisfal“ vor.

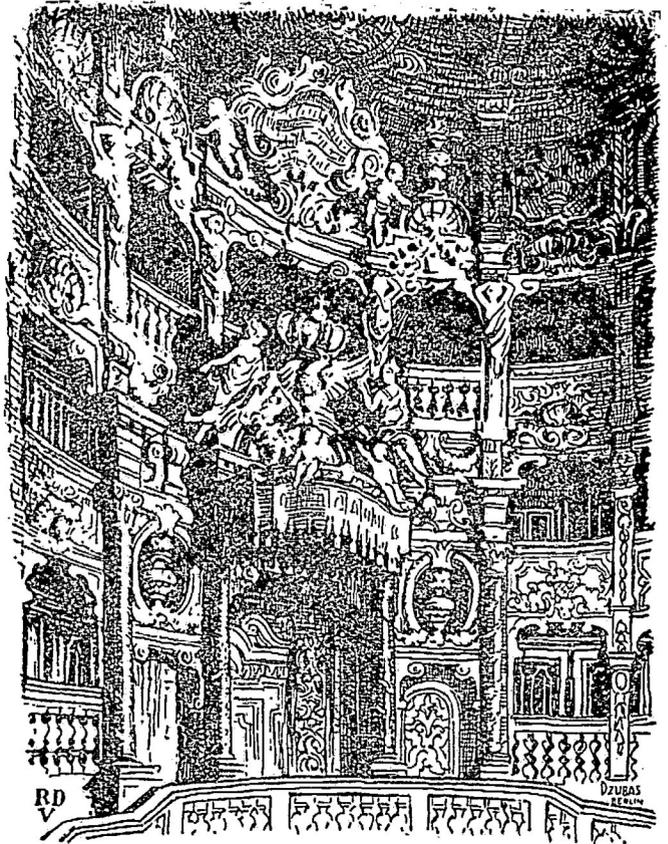
Rings um Wahnsried liegt eine Reihe von Stätten, die mit Wagnerschem Geiste erfüllt sind. Da ist vor allem Haus Chamberlain, in dem Wagners Tochter Eva Chamberlain, die Witwe des Wagnerfreundes, wohnt. Eine wundervolle Bibliothek von 9000 Bänden füllt die Räume des ersten Stockes. Erinnerungen und Gemälde sind kostbarer Besitz. Ein paar Schritte weiter steht das Haus, in dem der Komponist Franz Liszt starb, und diesem Haus gegenüber wohnte der vor kurzem verstorbene greise Hans v. Wolzogen, den man den „letzten Bayreuther“ nennt. Er war Wagners Gelehrter vom ersten Bayreuther Jahr an.



Bayreuth: Haus Wahnsried.

In einem Nebengebäude von Wahnsried hatte sich Siegfried Wagner, der Sohn, sein Arbeitszimmer geschaffen. Heute ist dort das berühmte Wagnerarchiv untergebracht. Doch Wahnsried ist trotz aller Traditionsgebundenheit, trotz aller Ehrfurcht vor der Vergangenheit nicht tot. Lebendige Gegenwart, Brücke zur Zukunft, grüßt den Besucher, wenn die vier Enkel des Meisters sich im Garten tummeln, singen und springen. . .

Doch in der grünen Tiefe des Gartens ist es still. Dort, wo die alten Bäume des Hofgartens sich über das Gitter neigen, liegt das Grab Richard Wagners und seiner Lebensgefährtin, Frau Cosima. Wagner hat diese Grabstätte zugleich mit Wahnsried erbauen lassen, und oft stand er gedankenvoll an der Stelle, an der er einst ruhen sollte. Nahe dem Grab liegen unter flachen Steinplatten die Lieblingshunde des Meisters begraben. Wagner, ein großer Freund der stummen Kreatur, hat ihnen ruhende Inschriften gewidmet. Seine Hunde, die er im Leben so liebte, wollte er auch im Tode sich nahe wissen. . .



Bayreuth: Fürstenloge im alten Opernhaus.

Besuch in der „Nibelungenkanzlei“.

Beim Anblick der „Nibelungenkanzlei“ in der Badstraße zu Bayreuth lächeln immer wieder die Besucher. Hier wurden die Partituren Richard Wagners fein säuberlich nach seinen Entwürfen abgeschrieben; Wagner betraute mit dieser Arbeit eine Anzahl junger Künstler, die er sich als Assistenten für die Aufführungen des „Ringes“ heranzog. Ihre Behausung und Arbeitsstätte nannte man daher die „Nibelungenkanzlei“. Berühmte Dirigenten, wie Seidl, Fischer und Zumpfe, sind aus ihr hervorgegangen. Ein entzückendes kleines Kofotohaus liegt hinter dem Luitpoldplatz: die „Tabulatur“. Deffnet man dort den Hausflur, steht man lauter Karrikaturen aus dem Wagnerkreis. In diesem rebenumrankten Haus lebte der Kapellmeister Hans Richter, „Wagners Lehrling“. Seine Tochter betreut heute die Erinnerungsstätte, in der u. a. eine Kopie der Meisterfingerpapierpartitur gehütet wird.

Leider existieren die „Angermannschen Bierlokale“ nicht mehr, in denen Richard Wagner und sein Künstlerkreis sich nach des Tages Mühen zu erfrischen pflegten. Aber die „Eule“ ist noch da, das berühmte Bayreuther Künstlerlokal! Es liegt in einem wahren Meisterfingergäßchen, das eng und schmal ist, und die Wirtsstube ist noch genau so, wie zu Wagners Zeiten. Die Wände sind gepflastert voll von Künstlerfotos und Bildern Richard Wagners. Man kann sogar in der Ecke sitzen, in der der Meister saß. In drangvoller Enge ißt und trinkt man. Der Nachbar ist vielleicht der „Parisfal“ der Vorstellung von morgen und die blonde Dame gegenüber die Brünhilde. Wenn man Glüd hat, setzt sich der Eulenwirt, der Wirt, an den Tisch. Bierzig Jahre lang bedient er schon das Künstlerdöckchen. Sein Gästebuch ist eine prachtvolle Chronik des Bayreuther Künstlerlebens, und wenn er selbst dazu seine Erlebnisse erzählt, hat man, wie die Bayreuther sagen, Eulenweisheit gewonnen. . .

Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten. Einsendungen und Anfragen sind zu richten an Richard Kiesel, Gröben, Post Ludwigsfelde.